Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 223. Freitag den 10. August 1888. 82. Jahrgang.

Deutsch-amerikanische Lebensläufe.

Von Max Lorbing.

Nachdruck verboten.

In der neueren Geschichte der Vereinigten Staaten ist europamüden Deutschen zweimal Gelegenheit geboten gewesen, sowohl durch ihre Zahl, als durch ihre Kraft sich wirksam und hervorragend an der Entwickelung der großen Republik jenseits des Atlantischen Oceans zu betheiligen: das erste Mal durch friedliche Bethätigung seitens der vielen politischen Flüchtlinge nach den Aufständen des Jahres 1848, das zweite Mal, als sie bei Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Nord und Süd die alte Welt verließen, ihren Degen der Union zu weihen. Zu Denen, die beide Arten des Einkreiens und Schaffens für ihr neues Vaterland vereinigten, gehört der jetzt unter uns weilende Befreier Kinkel's, Karl Schurz, der erste aller Deutsch-Amerikaner, der lebenden wie der todten.

Meine flüchtige Skizze gilt indessen nicht denjenigen unserer Landsleute, welche sich „drüben" einen Namen erworben haben. Sie soll die meist seltsamen Schicksale Solcher schildern, die, aus ihren eigentlichen Bahnen sei es durch ihre Schuld, sei es durch die Macht unabwendbarer Ereignisse, hinausgeschleudert, auf fremdem Boden, unter fremden Menschen und mit fremden Gewalten den schweren Kampf ums Dasein aufnehmen mußten.

Der ausgewanderte Handwerker, Bauer, „Kleine Mann" erlebt auch in Amerika nichts Besonderes; ist er betriebsam und fleißig, so gründet er sich bald ein behagliches Heim und hat erreicht, was ihm die alte Heimath verweigerte. Aber wer in dieser eine Stellung in der Gesellschaft einnahm, in bürgerlichen oder in militairischen Kreisen, und dann gezwungen war, wohl auf Nimmerwiederkehr den Oceandampfer zu besteigen, der gelangt meist in Verhältnisse, die er sich vorher nicht hätte träumen lassen.

Der Zufall hat mich während meines langjährigen Aufenthaltes in der neuen Welt mit vielen Edelleuten zusammengeführt, die zu der stattlichen Schaar der „Entgleisten" zählten, bin ich selbst doch auch der letzteren einer. In ihrer Mitte habe ich die angenehmsten Stunden verbracht, und ach wie gern erinnere ich mich ihrer noch heute! Ich war ein fröhlicher, lebenslustiger, verträglicher Gesell, der sich mit Leichtigkeit auch in den absonderlichsten Lagen zurecht fand, und darum beim transatlantischen deutschen Adel willkommen, wenn auch in meinen Adern kein blaues Blut fließt.

Meine aristokratischen Freunde in Amerika verkehrten nicht in der Crème der Gesellschaft, sie waren zum größten Theil ehrenwerthe brave Männer, die sich und ihre Familie von harter, schwieriger Arbeit nährten, im grellsten Gegensatz zu ihren einstigen Stellungen. Wer diese Zeilen liest, den bitte ich, die Gestalten, welche ich ihm vorführe, von dem hohen Standpuncte der mächtigen Republik aus zu beurtheilen, daß jede redliche Arbeit den Mann ehrt, das Wort den Redner, die Feder den Schriftsteller, der Besen den Straßenkehrer. Nennen werde ich meine Helden nicht, denn es könnte sich öfters ereignen, daß sie, wenn auch in anderem Sinne, als der Dichter es meint, von sich sagen dürfen: „Und nennt man die besten Namen, wird auch der meine genannt."

Ein launenhaftes Geschick verschlug mich auf einige Zeit nach College Point, einem hübschen Dorf auf Long Island. Man konnte es fast eine deutsche Ansiedlung heißen, so viele Landsleute athmeten dort den salzigen Odem des breiten Sundes oder den atlantischen Hauch der sanftwelligen Flushing Bay. Hier hatte sich eine Adels-Colonie gebildet, die für und unter sich lebte, die Ausschließlichkeit der überseeischen Heimath auch in der Ferne bewahrend und bürgerlichen Elementen nur ausnahmsweise die Pforten öffnend. Senior derselben war Herr v. A. (ich fange mit den Buchstaben des Alphabetes an), weiland Flügeladjutant eines mitteldeutschen Fürsten, ein liebenswürdiger alter Herr und zugleich eine Art Banquier der Colonie, denn er hatte immer Geld, da er außer seinem Arbeitslohn als Vormann in der dortigen Fabrik von Guttapercha-Waaren noch einen regelmäßigen Zuschuß von Hause bezog. Früher lebte er in New-York in guten Verhältnissen; er hatte ein einträgliches Geschäft in importirten Filzartikeln und ging einmal nach Deutschland, um Einkäufe zu machen; unglücklicher Weise aber wurde während seiner Abwesenheit der Zoll auf Filz erhöht, was seine Berechnungen über den Haufen warf und seinen ganzen Handel vernichtete. Nach seiner Rückkehr war er so arm wie je zuvor und noch ärmer: seine Gattin, eine Russin, war mit seinem Buchhalter und dem noch vorhandenen Baarvermögen mittlerweile durchgegangen. Rasch entschlossen trat v. A. zunächst als Nachtwächter in jene Fabrik ein und brachte es dann bis zum Vormann.

In derselben arbeiteten auch viele andere Mitglieder der Colonie, so die beiden Brüder v. B., ci-devant schneidige Lieutenants bei den n-ten Husaren und x-ten Ulanen, Freiherr v. C., dessen Frau einen kleinen Kramladen hielt, Baron D., ein stark klassirter Aristokrat vom reinsten Wasser. Anderen Erwerbszweigen hatten sich zugewandt v. E., ehemaliger Rittergutsbesitzer, ein Mann von mächtiger Gestalt; er besorgte die Fahrpost auf einer Bahnstrecke der Insel; v. F., der Sohn eines früheren Ministers, verkaufte und vermiethete alte Pianos. Graf G., ein verunglückter Secondlieutenant, unterrichtete in dem Knabenpensionat des Herrn v. H., gab die Stelle aber später auf, um sich dem Handel mit Toilettenseifen und Parfüms zuzuwenden. Freiherr v. J., Sergeant in der Ver.-Staaten-Armee, stand in dem einige Meilen weit entfernten Fort Willet's Point, wo er die photographische Abtheilung der dortigen Genie-Garnison leitete. Baron K., einem alten schlesischen Adelsgeschlecht angehörend, betrieb das edle Waidmannswerk und brachte selbst seine Jagdbeute in New-York auf den Markt, im Sommer hielt er einen Schießstand in einem Vergnügungslocal von College Point. Aber er war an dem kleinen Hofe nicht conviabig, da er eine Mesalliance mit einer irischen Köchin geschlossen hatte.

So ungefähr setzte sich die seltsame Colonie zusammen. Die Männer gingen als Gentlemen gekleidet an die Arbeit, erst dort legten sie die Werkeltracht an, in der ich niemals einen von ihnen erblickt habe. Mit dem Feierabend begann auch das Leben in den alten Formen der höheren Gesellschaft und das „gnä — Frau" wurde so correct geschnurrt, die Verbeugung so vorschriftsmäßig gemacht, als stäke Herr von So und So noch in der schmucken Husarenuniform. Einmal in der Woche war Sonnabend, und bei besonders feierlichen Gelegenheiten wurde ein für die Verhältnisse superbes Souper mit Bowle veranstaltet. Die Junggesellen betheiligten sich dann wohl mit einer fetten Gans — auch die Gänseleberpastete fehlte nicht —, der dicke Fahrpostmeister brachte von seiner Tour die köstlichsten Austern, einen ganzen Kübel voll, sorgfältig in Eis verpackt, frisch aus der Salzfluth von Blue Point mit, und die gnädige Frau Wirthin, Meisterin in der Kochkunst, wußte Alles so zuzubereiten und zu arrangiren, daß infolge des Duftes und des Anblickes den Gästen das Wasser im Munde zusammenlief. Und der Appetit! Das blaue Wunder konnte man schauen. Es war ein harmloses, fideles, leichtlebiges Völkchen, so echt kameradschaftlich, und hatte Einer Geld, so hatten es Alle.

Ich entsinne mich noch des Abschiedsdiners, welches ich bei meinem Weggange von der Insel gab. Der ganze hohe Adel von College Point erwies mir die Ehre, und nachdem die Tafel abgeräumt war, ging es an das Ergötzen. Gaudium mensæ, incipit fidelitas. Der alte Herr von A., der einstige Flügeladjutant, stellte die Wolfsschlucht dar, indem er die verschiedenartigen Laute und Geräusche der Scene durch Pfeifen, Brummen, Pusten, Klappern nachahmte — es war sein Virtuosenstückchen. Dr. L., ein spanischer Creole, Sohn eines vertriebenen Präsidenten von irgend einer der mittelamerikanischen Republiken, der sich hier als Arzt niedergelassen hatte und, obwohl er Bürgerlicher war, gleich mir, Zutritt zur Adelscolonie erhalten hatte, caricirte, in ein weißes Laken gehüllt, den Hamlet in seinem „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage"; Herr v. B. declamirte mit Feuer und Ausdruck die Bürgschaft und tanzte darauf mit meiner Frau einen feurigen Csardas, und seine Gemahlin, eine niedliche Brünette, sang mit sehr wohlklingender Stimme ein Schubert'sches Lied oder trug einige Couplets vor, und die lustige Gesellschaft sang Refrain. Mit dem unvermeidlichen „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" — es sollte unsere Stimmung kennzeichnen — schieden wir von einander.

Ich bitte jetzt den geneigten Leser, mich in ein feines New-Yorker Spieletablissement zu begleiten. Das Ziel unsres Weges ist ein Brownsteinhaus mit geschmackvoller Ornamentik, anscheinend das Heim eines wohlhabenden Privatiers. Die äußere Thür steht offen, wir ziehen an der Schelle, in der inneren Thür wird die Klappe von einem Schiebfensterchen weggeschoben, und in der Oeffnung erscheint ein krauslöpfiges, dicklippiges Negergesicht. Sobald der Schwarze uns erkennt, läßt er uns mit einer tiefen Verbeugung ein.

Wir schreiten durch die Vorhalle, legen Ueberzieher und Hut ab, die der Neger dienstfertig in Empfang nimmt, und treten in das erste Appartement, den reich, aber mit einfacher Eleganz ausgestatteten Speisesaal. Die Mitte desselben nimmt eine lange, mit Porzellan- und Silbergeräth gedeckte Tafel ein, und an den Wänden hängen die Bilder von englischen und amerikanischen Wettrennen, von berühmten Zucht-, Race- und Sportpferden, Portraits von bekannten Preisbeyern, von Damen vom Ballet, vom Theater und von der Oper. Der kuppelartige Anbau enthält Spieltische und Apparate für Roulette, Pharao und Baccarat.

Der Besitzer des Hauses und Haupttheilhaber des Geschäfts ist stets in schwarzer Gesellschaftstoilette und sieht aus wie der typische französische General im Exil. Er hat kurzgeschorenes schneeweisses Haar, frische Gesichtsfarbe und einen martialischen schwarzen Schnurrbart. Er ist die personificirte Schweigsamkeit, spricht niemals, außer wenn er darum gefragt wird, und überall hat er seine dunklen Augen, die scharf darüber wachen, daß nichts Ungehöriges oder Anstößiges vorfällt, was sein Etablissement in Mißcredit bringen könnte.

Bei unserm Eintritt in den Spielsalon sind bereits einige Gäste anwesend, und es wird flott polettirt. Nach und nach füllt sich das Local mehr und mehr mit seinen Stammgästen an: Börsenmakleren, welche ihre Speculationen hier am grünen Tisch fortsetzen, Kaufleuten, Politikern, Sportsmen und einigen Herren aus dem Westen, die von ihren Freunden eingeführt worden sind.

Eine Gruppe für sich bilden mehrere europäische Adelige, fast sämmtlich frühere Officiere, die aus irgend welchem Grunde ihren Dienst im alten Vaterlande quittirt und bei Ausbruch des Secessionskrieges oder während desselben ihren Degen der Republik angeboten haben. Nach Niederwerfung der Rebellen war es auch mit ihrer Militair-Carrière zu Ende, und da sie mit den oft nicht unbeträchtlichen Summen, welche sie aus dem Feldzuge nach New-York zurückbrachten, nichts Besseres anzufangen wußten, so versuchten sie ihr Glück mit der alten Lieblingspassion, dem Spiel, das den meisten von ihnen schon einmal, und zwar jenseits des Oceans, den Hals gebrochen hatte.

Aber es erging ihnen in der neuen Welt nicht besser, vielmehr schien es, als wolle die wetterwendische Göttin ihnen nimmer wieder lächeln. Mitunter gewannen sie wohl und schöpften dann frisch Hoffnung; doch nach mehrfachem Auf- und Niedersteigen auf Fortuna's Leiter ging es unaufhaltsam abwärts, bis sie auch von der untersten Sprosse verdrängt und so arm waren wie eine Kirchenmaus. Der Zufall hatte sie hier zusammengeführt, und sie blieben dem Hause treue Kunden, auch längst nachdem sie den letzten Dollar geopfert.

Eine so rühmenswerthe Anhänglichkeit hatte ihren guten Grund. Der Besitzer des Etablissements führt nämlich einen ausgezeichneten Tisch, der Alles bietet, was die Saison an Delicatessen aufweist. Sein Weinkeller ist ebenso reich assortirt wie vorzüglich in der Qualität, und dasselbe gilt von seinem Whisky, seinem Cognac und seinen Cigarren. Dabei hat Niemand einen Cent dafür zu entrichten, selbst Derjenige nicht, der das Local zum ersten Mal betritt; Jeder darf zulangen, so oft und wann er will.

Jene „dead beats", wie in Amerika die socialen Bankerotteure heißen, sind hier stets willkommen, obwohl sie nichts mehr zu verlieren haben, hat doch der unersättliche Schlund dieses Spielhauses fast ihr ganzes Vermögen verschlungen. Nur müssen sie darauf sehen, daß ihre Toilette eine anständige, präsentable bleibt, und daher ist ihr ganzes Studium, ihr an derartigen Erfindungen und Kniffen überaus reiches Genie darauf gerichtet, ihren Anzug dem langsam, aber sicher vordringenden Verderben Schritt um Schritt, Zoll um Zoll streitig zu machen. Sie gehen mit ihrem einzigen, mehr oder weniger vom Zahn der Zeit mitgenommenen Habit so behutsam um wie die Balldame mit ihrer kostbarsten, duftigsten Robe. Die Kleiderbürste gebrauchen sie nur mit größter Vorsicht, um die Wolle nicht allzu schnell abzureiben und den fatalen Glanz so lange wie möglich zu bannen; sie färben die verrätherischen Nähte mit Tusche, hängen an die Beinkleider, nachdem sie sich derselben mit großer Sorgsamkeit entledigt, schwere Steine, damit die Knie nicht so bald hervortreten. Kurzum, sie wenden alle jene Verschönerungs- und Conservirungsmittel an, welche der eiserne Zwang eines langen Krieges sie gelehrt hat und deren stete Vervollkommnung eine hartes Schicksal von ihnen verlangt, wenn sie nicht einer noblen Verpflegung und einer ihnen sympathischen Gesellschaft verlustig gehen wollen.

In diesem internationalen Adelscasino finden wir auch einige Deutsche. Zunächst ist der Croupier, der seines schwierigen Amtes mit Ehrlichkeit, Umsicht und Geschicklichkeit waltet, ein ehemaliger österreichischer Cavallerieofficier. Während des Secessionskrieges hatte er ein unionistisches Regiment commandirt und, nachdem er das Schwert in die Scheide gestoßen, sein Geld in den New-Yorker Spielhäusern verloren. Dort war es, wo der Besitzer des Etablissements ihn kennen lernte und ihn in der Folge an das seinige für einen zehnprocentigen Antheil am Reingewinn des Geschäftes fesselte. Ein Zweiter ist eine hohe Gestalt von echt aristokratischem Vollblut, einst preußischer Officier, nachher Oberst im Stabe eines der berühmtesten amerikanischen Unionsgenerale. Man erzählte sich von ihm, bei seiner Abreise nach Amerika habe er in Berlin als einziges Vermögen hundert Paar alte Lackstiefel und zweihundert leere Pomadentöpfe zurückgelassen. Ein Dritter ist Freiherr von M., ebenfalls ehemaliger preußischer Cavallerieofficier und Veteran der Unionsarmee, der in New-York ab und zu als Rosarzt und Pferdehändler thätig ist.

Wie anders sieht es in einer Herberge auf der entgegengesetzten Seite der Stadt aus, einem ärmlichen, aber reinlichen Wirthshaus, dem Absteigequartier einer anderen Classe von „dead beats", in der auch das bürgerliche, namentlich das juristische Element stark vertreten ist; denn gerade der Gebildete erleidet am ehesten Schiffbruch und ist nachher nicht im Stande, wieder emporzukommen. Ein alter Studienfreund hatte mich dorthin geführt, ein ehemaliger Referendar, seiner Zeit ein flotter Corpsbursche, ein echter Epikuräer und, was man einen „gebeuten Kerl" nennt. Und jetzt —

Die freundliche Wirthin, eine wohlbehäbige, aus den besseren Ständen einer deutschen Universitätsstadt stammende Frau, erzählte unter Anderem, daß sie neulich die Ehre gehabt hätte, einen Neffen des Exministers N. unter ihrem bescheidenen Dache zu beherbergen. Der gute Onkel hatte seinem amerikanischen Anverwandten auf dessen Bittbrief merkwürdiger Weise nur einen feinen Anzug geschickt, den er selbst erst wenig getragen und den der so Beglückte natürlich schleunigst versilberte. Jetzt schmückt — o Ironie des Schicksals! — das Gewand, in welchem der berühmte Staatsmann einst seine brillanten Reden im preußischen Land- und im deutschen Reichstage hielt, an Sonn- und Festtagen einen Schuster des germanischen Quartiers der Weltstadt zwischen Hudson und East River!

Der große Cäsar, Staub und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.
O, daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!

Die hier verkehrenden Leutchen, alles Entgleiste, sind nur Wintergäste. Während der Sommer- und Herbstmonate arbeiten sie an Eisenbahnen und Fischereien, graben und pflügen, helfen auf Erdbeer- und Brombeerfarmen beim Einsammeln, beim Pfirsich- und Aepfelpflücken, helfen die Ernte ein und ziehen dann nach der Stadt, um dort die saur verdienten Dollars in den lange und schmerzlich entbehrten Genüssen anzulegen. Gar Mancher führt die Heugabel, der früher selbstherrlich über eine ganze Schaar von Arbeitern gebot; gar Mancher schöpft der Magd Wasser aus der Cisterne, der vor nicht allzulanger Zeit grüßend den Degen senkte, wenn ihm beim Heimmarsche seines Regiments die Dame seines Herzens begegnete. Tempi passati!

Einer meiner besten Freunde war Freiherr von P. Als Regierungsreferendar nach New-York verschlagen und nach kurzer Zeit auf seiner Hände Arbeit angewiesen, erwarb er sich zunächst seinen Lebensunterhalt dadurch, daß er Bilderbogen ausstaffirte. Als er in der Zeitung las, daß man auf dem deutschen Generalconsulat einen Schreiber suche, meldete er sich zur Stelle. Von seinen Kostbarkeiten war ihm nur noch eine Busennadel übrig geblieben in Form eines Kerbschlägers und mit den Farben geziert, die er einst als Student getragen. Nun hatte zufälliger Weise der Herr, welcher über die Vacanz verfügte, demselben Corps angehört und fragte den Bewerber, wie er zu der Nadel käme. Dieser erzählte es ihm, legte eine Probe seiner Handschrift ab und wurde sofort angenommen. Nach einiger Zeit ward er zum letzten, nach mehreren Jahren zum ersten Secretair befördert, kam alsdann als Kanzler an das deutsche Generalconsulat in London und ward schließlich selbstständiger Consul im fernen Orient.

Ein an Jahren bedeutend älterer Freund von mir, Baron O., war, als die Herrlichkeit Napoleon's in ihrem ersten Glanz leuchtete und dieser sich kurz vorher mit Eugenie vermählt hatte, Gesandtschaftsattaché in Paris gewesen. Mit einer bereits ältlichen Marquise verlobt, deren Geld ihm aus seinen Schulden heraushelfen sollte, hatte der Baron, ein Majoratsherr, dessen Name im Gothaer Almanach prangte, das Pech, von seiner Braut beim Charmiren mit deren hübschem Kammerkätzchen ertappt zu werden, wobei die Lauscherin zu ihrem Entsetzen aus dem Munde des Geliebten einige Worte vernahm, die, obwohl nicht für sie bestimmt, ihrer Jugend und Schönheit gerade nicht das schmeichelhafteste Lob zollten. Der Unglückliche wurde sofort verabschiedet und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als nach Amerika zu gehen.

In New-York ertheilte man ihm den Rath, Karten mit seinem vollen Namen und seinem Wappen drucken zu lassen und sich in den ersten Kreisen der Gesellschaft als Musiklehrer von altem Adel anzubieten, das würde ziehen. Und es zog. Aber er spielte auch wunderbar, nicht etwa wie ein hochbegabter Dilettant mit guter Schule, sondern wie ein gottbegnadeter Meister des Pianos. Bald stand er auf gleicher Höhe mit den ersten Tonkünstlern des damaligen New-York, und für seinen Unterricht erhielt er Honorare, die in Deutschland als fabelhafte gelten würden. Hin und wieder veranstaltete er Concerte, den Reinertrag derselben widmete er wohlthätigen Zwecken. Seine überreichen Einnahmen gestalteten ihm ein behagliches Genußleben und eine jährliche Sommerfahrt nach Europa. Für das Alter sparte er nicht, einerseits war er dazu nicht beanlagt, andererseits hoffte er, sein Majorat würde sich bis dahin aus den Schulden herauswirthschaften.

Leider hatte das Schicksal es anders beschlossen. Es kam der Krach von 1873, selbst die reichsten Leute schränkten sich ein, und die theuern Musikstunden wurden meist aufgegeben. Unser Baron hatte nun viel mehr freie Zeit, als ihm wünschenswerth war, seine Einkünfte sanken erschreckend, und bald befand er sich gänzlich auf dem Trockenen. Die Unterstützungen seiner Freunde vermochten ihm auch nicht über die schlechte Zeit hinwegzuhelfen, und eines Tages verschwand er spurlos aus der Riesenstadt.

Einige Jahre verstrichen, und man hörte nichts von ihm. Da durchlief eine seltsame Kunde die Zeitungen. In der Nähe von Bridgeport, im Staat Connecticut, hause in verfallener Hütte ein Einsiedler, dem Aussehen nach nahe den Sechzig. Mit sinkender Sonne pflegte er nach einem der dortigen Gasthöfe zu gehen, machte sich nach Kräften nützlich und empfing für seine Dienstleistungen, was er für seinen Lebensunterhalt brauchte.

Eines Tages durchwanderte er die Straßen und blieb vor einem großen Pianogeschäft stehen, durch dessen Schaufenster ein schöner Flügel neuester Steinway'scher Construction sichtbar war. Nach einigem Zögern trat er ein und bat um die Erlaubniß, einmal auf dem Instrument spielen zu dürfen. Staunend musterte der Besitzer den Bittsteller, dessen Aeußeres keinen Vertrauen erweckenden Eindruck hervorrief. Aber neugierig nickte er ihm seine Einwilligung zu.

Der Baron setzte sich an den Flügel. Aller Schmerz des Vergangenen, alle Wonne des lang entbehrten Genusses strömte aus den Tiefen seiner Seele ihm in die Finger, von den Fingern in die Tasten, von den Tasten in die Herzen der Menschen, die sich um ihn, die sich im Hause, die sich draußen auf der Straße sammelten und wie angewurzelt lauschten.

Eine Thräne rann ihm über die verwitterten Wangen, als er endete. Erschüttert reichte ihm der Besitzer des Geschäftes die Hand und nahm ihn mit auf sein Zimmer. Er ließ sich die Geschichte des Barons erzählen. „Wollen Sie bei mir bleiben?" fragte er ihn. „Ich brauche einen Stimmer und Jemand, der meinen Kunden auf den Pianos, die sie kaufen wollen, vorspielt. Auch Privatunterricht werde ich Ihnen genug verschaffen, zunächst aber lassen Sie mich für Ihre Toilette sorgen. Wollen Sie?"

Baron O. lebte noch eine Reihe von Jahren in Bridgeport. Er hatte vollauf zu thun und leitete auch als Capellmeister das städtische Orchester. Im Frühling 1884 ist er gestorben.

Zur Lage.

** Berlin, 8. August. Aller Augen sind im Augenblick nach Paris gewendet, wo aus einer Arbeitseinstellung der Erdarbeiter in wenigen Tagen eine revolutionaire Bewegung sich entwickelt hat. Und diese Bewegung hat auch bereits die Provinz ergriffen, der Aufruhr ist bereits derartig gewachsen, daß die Kräfte der Polizei zum Schutze des Eigenthums und Lebens der Bürger, zur Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung nicht mehr ausreichen, daß wiederholt die Hilfe des Militairs in Anspruch genommen werden mußte. Und in Paris wie in der Provinz ist es ohne Blutvergießen nicht abgegangen.

Während beim ersten Ausbruch des Streiks die Pariser lediglich die Besorgniß erfüllte, die rechtzeitige Fertigstellung der Vorbereitungen für die nächstjährige Ausstellung sei in Frage gestellt, wird jetzt von allen Ordnungsparteien erkannt, daß die Autorität des Staates, die öffentliche Ordnung überhaupt in größter Gefahr ist. Und diese Erkenntniß haben nicht nur die Franzosen gewonnen, sondern in gleicher Weise ist man sich in allen europäischen Staaten klar über den Kern und die möglichen Folgen dieser Arbeitseinstellung und die fortschrittlichen Blätter in Berlin wie in Wien vermögen es nicht zu leugnen: wenn die französische Regierung von vornherein mit der Entschlossenheit vorgegangen wäre, welche sie jetzt entwickeln zu wollen scheint, dann würde die „Bewegung" nicht die gefahrdrohende Entwickelung angenommen haben, welche jetzt beklagt wird. Gerade von unseren demokratisch-fortschrittlichen Blättern wird die Polizei wegen ihrer „Unthätigkeit" beim Ausbruch des Streiks mit den heftigsten Vorwürfen bedacht.

Gegenüber solchen Ausschreitungen, wie sie uns seit mehreren Tagen aus Frankreich gemeldet werden, drängt sich unwillkürlich ein Vergleich mit den deutschen Zuständen auf. Was haben wir nicht Alles in den letzten zehn Jahren von „Arbeiterbewegungen" erlebt in Frankreich, in Belgien, in England und in Amerika, wie viel Capital und Menschenleben ist bei diesen Aufständen zu Grunde gegangen! In Deutschland dagegen ist seit dem October 1878, seit dem Erlaß des Socialistengesetzes, von derartigen Ausschreitungen auch nicht eine Spur wahrgenommen worden. Wir haben in Deutschland völlige Freiheit für alle berechtigten Bewegungen, es ist auch keinem Arbeiter verwehrt, die Arbeit einzustellen, es ist den Arbeitern auch die „Coalitionsfreiheit" belassen. Gesetzlich verboten ist aber die Bedrohung und die Vergewaltigung, verhindert ist durch das Socialistengesetz die Ausbildung, die förmliche Schulung der Revolutionaire, das Aufreizen zum Classenhaß, das gewerbsmäßige Halten von Brandreden. Der ehrenwerthe Arbeiter, der auf dem Boden des Gesetzes stehende Bürger empfindet dankbar den Schutz, welchen ihm das Socialistengesetz gewährt, ein Hinderniß ist dieses Gesetz nur für die professionsmäßigen Aufwiegler, Volksverführer und Volksverderber, welche im Trüben fischen wollen, welche auf Kosten des Volkes durch eine verbrecherische „Bequemlichkeit" sich eine bequeme Stellung verschaffen wollen, ohne selbst zu arbeiten.

Es ist schwer zu entscheiden, wie weit die Socialdemokratie geht oder gehen will und wo der Anarchismus beginnt, ob die eigentlichen Leiter der französischen „Bewegung" in diesem oder jenem Lager zu suchen sind. Denn die Grenze zwischen Socialdemokraten und Anarchisten ist längst so verschwommen, daß sie von den Revolutionairen selbst nicht mehr gefunden wird. Aber das ist zweifellos, wenn wir uns nicht der kräftigen monarchischen Regierung erfreuten, welche zur rechten Zeit das Socialistengesetz in Vorschlag brachte, dann hätten wir sicher schon ähnlich traurige Erfahrungen gemacht, wie die Franzosen. Uns ist Dank der weisen Vorsicht der Regierung und des Reichstags bis jetzt jedes Blutvergießen und jede Schädigung des Eigenthums durch revolutionaire „Arbeiterbewegungen" erspart geblieben, und jeder derartige Vorgang, wie er uns soeben aus dem westlichen Nachbarlande berichtet wird, enthält eine neue ernstliche Mahnung, auf dem betretenen Wege der Abwehr und — der Förderung positiver Maßnahmen, wie er durch die großartige kaiserliche Botschaft betreten ist, weiter zu schreiten.

Die Pariser Revolutionaire verlangen jetzt freie Bahn für ihre Ausschreitungen, „widrigenfalls die Regierung die Verantwortung für alle Folgen zu tragen habe". Sonderbar klingt uns diese Drohung. Bei uns ist die Regierung sich eben in jedem Moment ihrer vollen Verantwortlichkeit bewußt, und in diesem Bewußtsein drang sie auf den Erlaß des Gesetzes vom 21. October 1878, von diesem Bewußtsein durchdrungen, vermag sie es nicht, dieses Gesetz für entbehrlich zu erklären.

Zur Frage der Wahlprüfungen.

* Zur Frage der Uebertragung der Wahlprüfungen auf einen Gerichtshof geht der „Nationalliberalen Correspondenz" aus parlamentarischen Kreisen eine Zuschrift zu, die zu anderen Ergebnissen kommt, als sie bisher in den meisten Preßerörterungen zu Tage getreten sind, zur allseitigen Beleuchtung dieser wichtigen Frage aber einen werthvollen Beitrag liefern dürfte. Der Gedanke der Uebertragung der Wahlprüfungen auf einen Gerichtshof ist danach in Deutschland keineswegs so neu, wie es Manchem scheinen könnte. In Reichstagskreisen hat man ihn seit langen Jahren besprochen, und es läßt sich nicht leugnen, daß er dort immer mehr Anhänger gefunden hat. Der Grund dieser Erscheinung ist ein sehr offenkundiger: in das ganze Geschäft der Wahlprüfung werden immer mehr die Gesichtspuncte des Partei-Interesses hineingetragen, und die entsprechenden öffentlichen Verhandlungen sind fast ganz ausschließlich eine Handhabe der Wahlagitation geworden. Der Aerger über die vergeudete Zeit mag dabei hingenommen werden wie bei mancher ähnlichen Discussion; aber es erhebt sich die principielle Frage, ob die Einrichtung, über die Rechtmäßigkeit der Wahlen durch Mehrheitsbeschluß der Parlamente selbst entscheiden zu lassen, auf diesem Wege nicht zu ganz unhaltbaren Zuständen führen muß. Die Wahlprüfung ist eine rechtsprechende Thätigkeit; als solche kann und darf sie aber lediglich nach streng juristischen Grundsätzen, nicht nach politischen Anschauungen, die in der Praxis immer durch den Parteistandpunct beeinflußt sind, geübt werden. Daß für eine solche juristische Objectivität durch einen Gerichtshof, sagen wir z. B. einen Senat des Reichsgerichts, mehr Garantie geboten wird, als durch eine von den Parteiströmungen bewegte parlamentarische Körperschaft, kann kaum bezweifelt werden. Die Befürchtung, daß ein Gerichtshof sich bei der Wahlprüfung lediglich mit formalen Kriterien begnügen und z. B. eine unzulässige Beeinflussung seitens der Regierung gar nicht oder wenigstens nicht genügend berücksichtigen würde, erscheint wenig gerechtfertigt. Man wird im Gegentheil sagen können, daß überall da, wo die Mehrheit des Parlaments von vornherein auf Seiten der Regierung steht, die Gewähr für eine richtige Würdigung solcher Beeinflussung weit mehr in einem Gerichtshofe, als in der parlamentarischen Majorität gegeben sein würde. Zum Mindesten aber wird sich nicht behaupten lassen, daß der Schutz der Minoritäten durch die richterliche Wahlprüfung eine Minderung erfahren würde. Erscheint also auf diese Weise die Uebertragung der Wahlprüfungen an einen Gerichtshof principiell gerechtfertigt, so ist nicht zu verkennen, daß auch praktische Gründe diese Forderung unterstützen. Es ist ja wahr, daß sich wohl Einrichtungen treffen ließen, die eine gewisse Beschleunigung des Prüfungsgeschäfts in den Parlamenten ermöglichen würden; aber weit einfacher, sicherer und gründlicher würde der vielbeklagten Verschleppung doch durch den besonderen Gerichtshof vorgebeugt werden. — Der entscheidende Punct in der ganzen Angelegenheit wird schließlich wohl immer die Frage sein, ob die Entziehung der eigenen Entscheidung über die Legitimation seiner Mitglieder eine Schwächung der